

Über den Autor:

Hendrik Winter wurde im Dezember 1968 in Niedersachsen geboren. Er arbeitete als Soldat, Sportlehrer, freier Redakteur und Taxifahrer, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete. Er lebt mit seiner Frau und zwei Hunden in einem einsamen Haus am Waldrand in der Nähe von Bremen.

Hendrik Winter

Die
Antwort
auf
vielleicht

Roman



BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 17765



Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat: Daniela Jarzynka

Titellustration: © alenaganzhela/shutterstock;
pixelliebe/shutterstock; TRONIN ANDREI/shutterstock

Umschlaggestaltung: Sandra Taufer, München

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck – Germany
ISBN 978-3-404-17765-3

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter

www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe.
Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche
Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf
oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

*Für Steffi,
um einen lang ersehnten Wunsch zu erfüllen.*

Tag X

Die Planungen und Vorbereitungen waren erledigt, die geheimen, geradezu konspirativen Treffen vorbei, die Koffer gepackt, die Lügen gelogen, es gab keine Hindernisse mehr. Doch alles, was sich in der Theorie so bestechend logisch angehört hatte, machte mir plötzlich Angst. Natürlich hatte es Stimmen gegeben, die Bedenken geäußert hatten, am Ende waren sie jedoch alle überzeugt oder zumindest beruhigt gewesen. Nun schien es, als sei ausgerechnet mir diese Überzeugung abhandengekommen, als hätte ich zu viel davon fortgegeben.

Es konnte einiges schiefgehen.

Es konnte in einer Katastrophe enden.

In diesem Fall würde alle Schuld mich treffen, jeder Vorwurf wäre berechtigt.

Mit derselben Angst, wie ich sie seit Wochen spürte, betrachtete ich die Klingeln. Nichts daran war besonders. Die übliche rechteckige Form mit einem Feld für den Namen und einem Taster, dem man ansah, wie häufig er benutzt worden war. Analog zur Anzahl der Wohnungen dieses langweiligen Mietshauses gab es sechs Klingeln, zwei Reihen mit je drei Stück untereinander. Die, die mein Leben anhaltend verändert hatte und wegen der ich heute meinen Job aufs Spiel setzte, befand sich in der rechten Reihe oben. Mit leicht geschwungener Schrift war der Name per Hand auf ein unsauber ausgeschnittenes Stück Papier geschrieben worden.

Bischoff

Ich hatte tatsächlich Angst vor diesem Klingelknopf. Angst davor, ihn zu betätigen. Seit sechs Wochen stand ich beinahe je-

den Morgen um Viertel nach acht hier, und meine Hand zitterte, sobald ich sie ausstreckte. Aber die Qual begann schon lange vorher. Sie begann mit dem Läuten des Weckers auf meinem Nachtschrank. Ich bin einer dieser Menschen, die sofort hellwach sind. Wecker klingelt, Augen auf, hallo, hier bin ich! An schönen Tagen ist das toll, aber in den letzten Wochen war natürlich sofort die Besorgnis miterwacht, und ich hatte feststellen müssen, dass es einem ganz ordentlich den Tag verriesen kann, wenn der erste Gedanke angsterfüllt ist.

Ich atmete tief durch und drückte auf den Knopf. Die Klingel selbst konnte ich nicht hören, da die Wohnung im zweiten Obergeschoss lag; die darauffolgende Wartezeit dehnte sich schier endlos aus. Die Geräusche der Straße hinter mir nahm ich kaum noch wahr. Dafür umso deutlicher das Läuten des Diensthandys in der Freisprecheinrichtung des Wagens.

Ich zuckte zusammen. Warum rief die Zentrale mich ausge rechnet jetzt an? Waren unsere Vorbereitungen doch nicht un be merkt geblieben? Hatte von der Handvoll Eingeweihter jemand getratscht?

Noch war der Wagen nicht geklaut, in wenigen Minuten aber würde er es sein. Zum allerersten Mal in meinem Leben beging ich eine Straftat, wurde zum Dieb, stahl ein Auto und wusste nicht, wie ich dem Besitzer jemals wieder unter die Augen treten sollte, wenn das herauskam.

Noch ein paar Minuten.

Die letzte Chance, doch noch einen Rückzieher zu machen.

Ich schämte mich für den Gedanken, konnte ihn aber nicht verhindern.

Plötzlich knackte es im Lautsprecher der Gegensprechanlage, so wie immer, wenn oben jemand den Hörer abnahm, und der Moment der Unsicherheit war vorüber.

»Wir kommen!«

Sofort löste sich mein Magen aus der Umklammerung der

Angst, mein Herz nahm seinen normalen Rhythmus auf, und ich fühlte mich von einer Sekunde auf die andere besser.

Offenbar ging es ihr gut. Selbst an der durch die Sprechanlage verzerrten Stimme erkannte ich mittlerweile die feinen Nuancen, die mir Auskunft über ihren Zustand gaben. Schmerz oder Unsicherheit hätte ich sofort herausgehört, doch da war nichts als Vorfreude.

Sie war bereit für das Abenteuer.

Sechs Wochen zuvor

Zwei Glatzen

Zwei schöne runde und glatte, im Morgenlicht wie poliert schimmernde Glatzen.

Zu der einen gehörte ein schmales Gesicht mit allerhand Metall darin. Ein silberner Ring in der Nasenscheidewand, in jedem Nasenflügel ein Piercing, auch in den Brauen, die Ohrläppchen überfrachtet mit Ringen unterschiedlicher Größe. Ich schätzte das Alter des Mädchens auf höchstens achtundzwanzig, wenngleich das echt schwierig war. Leute mit Glatze wirkten jünger, fand ich. Sie war klein, vielleicht eins sechzig, sehr schlank und komplett in Schwarz gekleidet. Schwarze Leggins, so eng anliegend wie eine zweite Haut, ein schwarzes Langarmshirt, die Ärmel bis in die Ellenbogen hochgeschoben. Dazu schwarze Springerstiefel, die an diesen dünnen Beinen zu schwer und zu groß wirkten. In der Taille schnürte ein mit Nieten besetzter Gürtel das Shirt, an den Handgelenken fanden sich passende Armbänder dazu. Die Tattoos an den Unterarmen rankten sich um ein einziges Grundmotiv: den Totenkopf.

Aus leicht schlafmützigen braunen Augen sah mich das Mädchen abschätzig an und kaute dabei auf einem Kaugummi herum. Sie trug einen Jutebeutel mit dem stilisierten Aufdruck eines Orcas auf der Vorderseite, oben schaute ein Handtuch heraus.

Unter meinen Kollegen hatte sich der Ausdruck »Handtuchfraktion« breitgemacht, weil alle eines dabeihatten. Es war bei der Behandlung verpflichtend vorgeschrieben, aber niemand trug es einfach so unter dem Arm, wie man es am Strand oder auf dem Weg in die Sauna tat, nein, sie versteckten es in Tüten, Taschen oder Beuteln. Vielleicht dachten sie, es verriete zu viel. Dabei

wussten doch nur Eingeweihte wie ich, was diese Handtücher zu bedeuten hatten.

»Hey, ich bin Vero«, begrüßte sie mich.

»Adam Wondraschek«, stellte ich mich vor und schüttelte ihre Hand.

Obwohl sie so klein war, hatte sie einen kräftigen Händedruck.

»Ditt iss meene Freundin Jessi.«

Veros Berliner Akzent war nicht zu überhören.

Jessi trug eine olivfarbene Cargohose mit unzähligen kleinen und großen Taschen daran, dazu eine blaue Kapuzenjacke mit weißen Bändchen, beides eine bis zwei Nummern zu groß. Sie maß ungefähr eins fünfsiebzig, hielt die Schultern gerade und machte einen fitten Eindruck. Ihr Gesicht war vollkommen anders als das ihrer Freundin. Zum einen fehlte das Metall, zum anderen war es ein klassisches Modelgesicht mit perfekten Proportionen und makellosen Zähnen. Die nicht vorhandene Frisur hob ihre femininen Züge nur noch mehr hervor. Ihre moosgrünen Augen waren groß und rund und verunsicherten mich.

»Hi.«

Ihr Händedruck war sanfter und weiblicher als Veros. Sie lächelte mich an dabei.

»Na dann, darf ich bitten!«

Ich öffnete die hintere rechte Tür und machte eine einladende Handbewegung. Totenkopf-Vero warf ihre Orca-Handtuchtasche in den Fond und krabbelte dann selbst hinein. Jessi folgte ihr. Bevor ich die Tür zuschlagen konnte, tuschelten die beiden miteinander und lachten.

Über mich?

Mit dem üblichen leichten Unwohlsein ließ ich mich in den Fahrersitz fallen und startete den Motor. Die allererste Fahrt war jedes Mal ein bisschen speziell. Man kannte sich nicht, musste sich erst abtasten und herausfinden, mit wem man es zu tun hatte. Erste Fahrten mochte ich nicht besonders. Im Small Talk

war ich nie gut gewesen, es lag mir nicht, im Anbetracht der Umstände übers Wetter oder den Verkehr zu reden. Erst recht nicht, wenn ich eine Kundin im Wagen hatte, die noch nicht im Rentenalter war – und heute waren es gleich zwei davon!

Nur eine von beiden war die Patientin, aber ich wusste nicht, ob Jessi oder Vero. Warum hatten beide eine Glatze? Warum fuhren sie überhaupt gemeinsam zu diesem Termin? In meinem Fahrplan für heute stand nur ein Name. Bischoff. Dazu die Adresse und die Uhrzeit, aber kein Vorname.

Ich warf einen kurzen Blick in den Rückspiegel, dann wusste ich Bescheid.

Seit drei Jahren arbeitete ich bei einem kleinen Unternehmen, das sich auf den Transport von Krebs-Patienten spezialisiert hatte. Ich fuhr eine Krebskarosse. Ein sicheres und einträgliches Geschäftsmodell, da die Krankenkassen diese Fahrten bezahlten und es an Kundschaft nicht mangelte. Wie mein Chef Willi ein wenig schräg an einen bekannten Satz gelehnt sagte: »Krank geworden wird immer.«

Eigentlich handelte es sich um ein stinknormales Taxiunternehmen, der Bereich der Krankentransporte war aber immer stärker angewachsen und irgendwann ausgegliedert worden. Meine Chefin, die fünfundfünfzigjährige Silke Kahlfeld, kümmerte sich um den Taxibetrieb, während die Krankenfahrten von ihrem Mann organisiert und gelegentlich torpediert wurden. Willi hatte eigentlich ein gutes Herz (hoffte ich), war aber leider konfus, cholerisch und beratungsresistent. Alle Mitarbeiter, auch seine Frau, waren froh, wenn er sich nicht zu viel in den Tagesablauf einmischte. Sein Name im Display des Handys bedeutete immer Stress.

Wir fuhren alle möglichen Leute zur Strahlen- und Chemotherapie, zu Arztbesuchen, ins Krankenhaus, zur Apotheke – und, wenn es nötig war, auch zum Einkaufen. All-inclusive-Service bei Tag und Nacht. Eine Strahlentherapie dauerte in der

Regel sechs bis acht Wochen, je nach Tumorart. An fünf Tagen in der Woche mussten die Patienten in die Klinik für Nuklearmedizin, und es war egal, ob gerade Weihnachten, Ostern oder Silvester war. In der Klinik breiteten sie ihr Handtuch auf der Liegefläche des Bestrahlungsgerätes aus, legten sich darauf und ließen sich von einem Linearbeschleuniger zielgenau mit Photonen beschießen, die dem beschissenen Tumor den Garaus machen sollten. Medizinisch betrachtet wurden Tumorzellen dadurch zerstört und somit am Wachstum gehindert. Gesunde Zellen, die im Weg standen, mussten allerdings auch dran glauben, was als Kollateralschaden in Kauf genommen werden musste.

Wenn's gut lief, waren das entspannte Fahrten mit netten Gesprächen.

Doch oft genug lief es nicht gut.

Über sechs bis acht Wochen täglich bis zu einer Stunde mit einem Menschen in der Enge eines Autos zu verbringen schuf Nähe, ob man es wollte oder nicht. Da nützten die klugen Sprüche der Ärzte oder mancher Kollegen, man dürfe die Einzelschicksale nicht an sich heranlassen, so viel wie ein Kühlschrank in der Arktis. Gerade bei weiblichen Fahrgästen, die viel offener über ihre Erkrankung und die Lebensumstände sprachen, schaffte ich es nicht, auf Distanz zu gehen und lediglich über Kim Kardashians Hintern oder Donald Trumps Toupet zu quatschen.

»Und du fährst den lieben langen Tag Todeskandidaten durch die Gegend?«, fragte Vero, nachdem ich losgefahren war.

Ich fädelte mich in den Verkehr der Hauptstraße ein und ließ mir einen Moment Zeit mit einer Antwort. Was sie gesagt hatte, war ziemlich direkt und nicht gerade freundlich, allerdings auch nicht gänzlich falsch.

»So kann man es auch ausdrücken«, antwortete ich.

»Und wie sonst noch?«

»Dass ich den lieben langen Tag Leuten dabei helfe, gesund zu werden.«

Okay, das klang ein wenig schnippischer, als ich es gewollt hatte, aber Vero machte auf mich den Eindruck, als könne sie es vertragen. Typische Berliner Kudderschnauze mit dem Herz auf der Zunge. Mit einem schnellen Blick in den Rückspiegel überzeugte ich mich davon, dass ich richtiglag.

Sie erwiderte den Blick aus frechen, vielleicht sogar ein wenig listigen Augen. Die Schläfmützigkeit war verschwunden.

»Und? Schon mal zwei Glatzen im Wagen gehabt?«

»Nicht zusammen, nein.«

»Siehst jeschockt aus.«

»Echt? Das liegt an was anderem.«

»Mein Outfit, wa.«

»Dein Outfit ist cool. Nee, es liegt eher an der Zeit.«

»Wieso an der Zeet?«

»Ihr habt mich fast zehn Minuten warten lassen, jetzt muss ich versuchen, das irgendwie wieder aufzuholen. In der Klinik legen sie großen Wert auf Pünktlichkeit.«

Das stimmte zwar, aber die zehn Minuten waren kein Problem, da sie in der Tourenplanung mit einkalkuliert waren. Vero war eine gute Beobachterin, sie hatte mich durchschaut, aber ich wollte nicht zugeben, wie sehr die beiden mich irritierten.

»Ich leg beim Herrn Doktor ein jutes Wort für dich ein«, sagte sie nun, blies eine Kaugummiblase auf und ließ sie zerplatzen.

»Du kommst aus Berlin?«, versuchte ich das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken.

»Hört man irgendwie, wa?«

Vero zwängte sich zwischen die beiden Vordersitze, und ich bemerkte, dass sie nicht angeschnallt war.

»Ich fände es besser, wenn du dich anschnallst.«

»Wozu?«

»Weil es Leben rettet?«

Sie grinste.

»Bist der Beschützertyp, wa?«

»Bitte!«

»Okay, okay.«

Mit dem Habitus eines kleinen Kindes, das nur widerwillig tut, was es eigentlich nicht will, schnallte Vero sich an. Das hielt sie aber nicht davon ab, einen Moment später erneut zwischen den Sitzen aufzutauchen.

»Und? Was meenste? Wer von uns wird gleich verstrahlt?«

»Das ist leicht. Es ist Jessi.«

Ich griff nach dem Innenspiegel und drehte ihn so, dass ich ihre Freundin sehen konnte. Sie wichen meinem Blick nicht aus. Ihr Gesicht war Lächeln vom Mund über die Augen bis zu den Ohren. Sehr ansteckend. Sie sagte nichts.

»Wie kommst du darauf?«

»Du hast Augenbrauen.«

Vero tastete mit den Fingern nach ihren Brauen, die weder aufgemalt noch tätowiert waren, sondern aus echten Haaren bestanden.

»Scheiße, ey, daran hab ich gar nicht jedacht.«

Sie ließ sich in den Sitz zurückfallen.

»Okay, du hast gewonnen, Kleener. Ich bin nur heute dabei«, sagte sie. »Ab morgen fährst du meine Süße allein. Kriegste hin, oder?«

»Vero. Bitte«, sagte Jessi.

»Was denn? Muss den Typen doch abchecken, wa. Nachher ist der so ein Casanova, der dir an die Wäsche jeht.«

Jessi stieß einen Seufzer aus, der genervt und peinlich berührt gleichzeitig klang, und sah aus dem Seitenfenster.

»Biste ein Casanova?«

»In welcher Beziehung?«

»Wie, in welcher Beziehung? Mit Frauen und so.«

»Casanova war unter anderem Doktor der Rechtswissenschaften, Bibliothekar und vom Papst ernannter Ritter. Deshalb frage ich.«

»Oha, ein Klugscheißer, wa. Wie ein Rechtswissenschaftler siehste ma nich aus, und Ritter gibt's keene mehr. Also entweder biste ein langweiliger Bücherfuzzi oder ein Schürzenjäger. Such's dir aus, Kleener.«

»Vero, jetzt halt endlich die Klappe, und lass ihn fahren.«

»Nee, lass ma. Is doch gerade interessant.«

»Ich habe das zweite Staatsexamen in Jura«, antwortete ich und versuchte, ob der Lüge ernst zu bleiben.

»Gloob ick nich. Warum fährste dann Taxi?«

»Downsizing ist der neue Trend unter Akademikern.«

»Wie auch immer, auch Rechtsverdreher können pervers sein und ...«

»Oh Gott!«, stieß Jessi aus und unterbrach ihre Freundin.

»... können pervers sein, man sieht das ja keenem an, wa.«

»Da gebe ich dir vollkommen recht und zugleich zu, dass ich wegen meiner Vorstrafen nicht als Anwalt arbeite.«

»Wat für Vorstrafen?«

»Die Liste ist lang. Entführung und Zerstückelung von frechen Mädchen mit Berliner Akzent ist auch dabei, wird aber nur als leichtes Vergehen gewertet.«

Jessi lachte auf, und Vero kam wieder zwischen den Sitzen her vor.

»Weste was, Kleener, du jefällst ma. Ich lass dich meene Süße fahren. Aber kommt mir auch nur eine Beschwerde zu Ohren, steh ich mit sechs Kumpels aus der Rockerszene bei dir auf der Matte, und dann kannste mal sehen, was dir dein zweetes Staatsexamen nützt.«

»Weste was, Kleene, du jefällst ma auch«, machte ich Vero nach. »Aber ich bin trotzdem froh, nicht dich die nächsten sechs Wochen jeden Tag fahren zu müssen.«

Mr. Selbstbewusstsein

Wie immer gab es an der Klinik keinen Parkplatz.

Ich fuhr mit meinem unauffälligen schwarzen Skoda-Taxi direkt vor den Haupteingang, ließ die beiden Mädels aussteigen und beobachtete sie so lange, bis sie im Gebäude verschwunden waren. Die Fahrt hatte zwanzig Minuten gedauert, und es kam mir so vor, als hätte ich die ganze Zeit über die Luft angehalten. Okay, das war ein bisschen übertrieben, aber ganz sicher war ich angespannt und weniger locker beim Fahren gewesen als sonst, hatte mich fast krampfhaft auf den Verkehr konzentriert, so, als führe ich in Jakarta oder Rom und nicht im verschlafenen Bremen.

Vero und Jessi hatten sich miteinander unterhalten, ohne mich weiter einzubeziehen. Aus dem Gespräch hatte ich erfahren, dass Vero eigentlich in Berlin lebte und nur zu Besuch hier in Bremen war – ich vermutete, zur moralischen Unterstützung ihrer Freundin. Nachdem ich als Opfer ausgeschieden war, hatte Vero sich Bremen vorgeknöpft und kein gutes Haar an meiner Stadt gelassen. Einen Satz von ihr fand ich besonders gelungen: »Wenn Spielfigigkeit flüssig wäre, würden die Leute hier eine Schleimspur hinter sich herziehen.« Gleich dahinter kam: »Noch einen Tag länger, und ich sterbe vor Langeweile.«

Vero war sehr speziell, aber mir gefiel sie.

Im Innenspiegel hatte ich beobachten können, wie sie zwischendurch immer mal wieder nach Jessis Hand gegriffen und sie gedrückt hatte. Rein optisch hätten die beiden Freundinnen nicht unterschiedlicher sein können, und nach dem, was ich bisher mitbekommen hatte, traf das auch auf ihren Charakter zu. Dennoch schienen sie ein Herz und eine Seele zu sein, und ich fand es an-

rührend, wie Vero sich um Jessi kümmerte. Die meisten Patienten hatten mehr Angst vor der Strahlentherapie als vor der Chemo, das schien bei Jessi auch so zu sein. Dabei war das völlig unbegründet. Nach allem, was ich in den drei Jahren von meinen Fahrgästen erfahren hatte, war die Strahlentherapie zwar nicht gerade eine Wellness-Session, aber sie hatte doch weit weniger Nebenwirkungen als die Chemo.

Wahrscheinlich lag es an dem Linearbeschleuniger. Ein wirklich Angst einflößendes Gerät, keine Frage. Groß, wuchtig und irgendwie außerirdisch, mutete er wie die Schlafkapsel einer Raumfahre an, die einen in den Hyperschlaf versetze, damit man, ohne zu altern, die nächste Galaxie erreichen konnte.

Wäre Jessi allein im Taxi gewesen, hätte ich versucht, ihr die Angst zu nehmen. Darin war ich mittlerweile ziemlich gut, und ich wusste, wovon ich redete, denn das Personal der Strahlenklinik hatte allen Fahrern unseres Unternehmens, immerhin fünfzehn Leuten, den Beschleuniger erklärt und uns in die Grundzüge der Strahlentherapie eingewiesen. Grund dafür war Werner Rademacher gewesen, ein Rentner und ehemaliger Soldat, der sich mit der Fahrerei etwas Geld dazuverdient hatte. Eigentlich ein netter Kerl, aber er hatte den Patienten etwas von Brandlöchern in der Haut und partiellem Verlust der Hirntätigkeit als direkte Folge der Bestrahlung erzählt. Ich mochte mir nicht vorstellen, was für Horrorfahrten das gewesen sein mussten. Jetzt fuhr Werner keine Patienten mehr, sondern Schulkinder. Ich war mir nicht ganz sicher, ob er dort besser aufgehoben war.

Auf dem gegenüberliegenden kleinen Parkplatz wurde eine Stellfläche frei. Ich fuhr hinüber, setzte den Skoda rückwärts hinein, stellte den Motor ab und stieg aus. Es war Mai, die Luft wurde täglich wärmer, das Grün an den Bäumen und Büschen war jung und frisch, voller Farbe und Leben. Alles, was in der Lage war Knospen zu bilden, schoss dieser Tage aus, es war eine wahre Blätter- und Blüteninvasion. Selbst hier, in der Betonwüste der Stadt.

Im Frühling fiel es mir schwerer als in den anderen Jahreszeiten, acht Stunden am Tag im Auto zu verbringen. Kaum wärmte die Sonne die Luft, plante ich meine nächsten Abenteuer. Leider hatte ich erst Mitte Juli Urlaub, und die Zeit bis dahin würde noch lang genug werden. Ich sehnte den Tag herbei, an dem ich all das hier komplett hinschmeißen konnte.

Michael kam auf mich zu, einer unserer Fahrer. Er war groß, stark übergewichtig und ein unverbesserlicher Schlaumeier. Es gab kein Thema, zu dem er nichts zu sagen wusste, und er ließ den Rest der Menschheit gern an seinen Erkenntnissen teilhaben. Ich mochte ihn nicht, versuchte aber, immer schön freundlich zu bleiben. Schließlich waren wir Kollegen und mussten miteinander auskommen.

»Was hast du denn für eine geile Fuhre?«, rief er. »Ich darf immer nur die Omas und Opas fahren, und du bekommst gleich zwei junge Mädels auf einmal.«

»Die eine ist nur heute dabei«, sagte ich, ohne ihn anzusehen.

Ich trat gegen den Autoreifen, als müsste ich den Luftdruck prüfen. Profis machen das so.

»Welche?«

»Die mit dem langen Haar.«

Darüber dachte er tatsächlich einen Moment nach.

»Ha, ha, sehr witzig. Jetzt mal im Ernst, die sind doch nicht älter als dreißig, oder?«

»Nehme ich an, ja.«

»In dem Alter sind die Tumoren echt aggressiv. Keine guten Aussichten. Was hat sie denn? Brust, Gebärmutter oder was noch Krasseres? Hirn vielleicht?«

»Ich fahre sie zum ersten Mal heute.«

»Ja und? Ich frage meine immer sofort. Dann weiß ich, woran ich bin.«

Ich begriff einfach nicht, wie mein Kollege so vollkommen ohne Scheu und Skrupel mit diesem Thema umgehen konnte. Er

sprach über Krebs und die verschiedensten Tumorarten wie ein Heizungsbauer über Überwurfmuttern, Absperrhähne und Doppelmuffen – was möglicherweise daran lag, dass er Heizungsbauer war. Ich hatte ihn einen Patienten fragen hören, ob ihm die Strahlendosis für heute reichte oder sie auf dem Rückweg noch beim Sonnenstudio haltmachen sollten. Solche Zoten riss er dauernd, aber bisher hatte sich kein Patient über ihn beschwert. Mein Chef hielt ihn sogar für seinen besten Mann. Willi setzte leider immer auf die falschen Pferde.

Mein Ding war diese Art von Humor nicht. Dafür ging mir das alles viel zu nah.

»Morgen fahr ich die beiden, dann weiß ich Bescheid«, sagte Michael. »Ist ja auch endlich mal was zum Hingucken.«

Ungeachtet seines Übergewichtes und seiner ständig feuchten Achseln hielt Michael sich für einen echten Womanizer. Zu meiner Überraschung kam er auch relativ gut bei Frauen an, zumindest hatte er ständig eine neue Freundin. Keine Ahnung, wie er das machte, vielleicht konnte er tatsächlich charmant sein und damit seine körperlichen Nachteile überspielen.

»Das ist meine Tour«, sagte ich ernst.

»Alter Egoist.« Er schlug mir auf die Schulter. »Aber ich verstehe schon. Würde ich an deiner Stelle genauso machen. Ich hol mir einen Kaffee. Kommst du mit runter?«

»Ich warte lieber hier.«

Schon trottete er mit wackelnden Hinterbacken davon. Selbstbewusst und so auffällig wie jemand, dem die Fähigkeit zur Selbstreflexion vollkommen abging.

Aus Sicherheitsgründen befand sich der Linearbeschleuniger im Keller des Gebäudes. Die Architekten des Neubaus waren aber empathisch genug gewesen, den Keller nach hinten hin durch eine große Glasfront zu öffnen. Sobald man aus dem Fahrstuhl trat, bot sich einem der Blick auf einen kleinen Wasserfall und den dahinterliegenden Patientengarten, sodass man glatt verges-

sen konnte, wo man sich befand und aus welchem Grund. Es war schön da unten, keine Frage, aber in der Regel blieb ich lieber draußen, auch wenn es gern gesehen wurde, wenn die Fahrer die Patienten nach unten begleiteten, zumindest die ersten paar Mal, bis sie sich eingewöhnt hatten.

Der Praxis angegliedert war das kleine fensterlose Büro unseres Fahrdienstes, in dem Willi-Chef, wie wir ihn nannten, die meiste Zeit des Tages hockte, mit zu viel Kaffee seine Cholerik dopte, abwechselnd entweder hochrot oder blass wurde und sich über jedes Gespräch mit Nicht-Patienten freute.

Ich hatte vorgehabt, Jessi und Vero zu folgen, aber das ging jetzt nicht mehr. Wegen Michael. Ich ärgerte mich über mich selbst. Wieso schaffte dieser Kerl es immer wieder, dass ich mich ihm unterlegen fühlte?

Es war zwar noch etwas früh für mein Training, aber ich musste mich jetzt abreagieren.

Also schlenderte ich zum Gebäude hinüber, betrat es durch den Haupteingang, wandte mich nach rechts und öffnete die Tür zum Treppenhaus. Der gläserne Turm war an das Gebäude rangeklatscht, so, als hätten sie ihn erst vergessen zu verbauen und dann nicht gewusst, wohin damit. An sonnigen Tagen war es knallheiß darin, jetzt, am frühen Morgen, war die Temperatur aber noch angenehm. Sieben Stockwerke, immerhin.

Ich lief los. Zuerst langsam, dann immer schneller, bis ich mit alarmierend schnell klopfendem Herzen oben ankam. Sofort machte ich mich an den Abstieg und lief dann noch ein weiteres Mal hinauf. Jetzt brannten die Oberschenkel, aber ich war zufrieden, schließlich begann ich erst mit dem Training. Mein Ziel war es, ohne Pause sechsmal hintereinander hinaufzulaufen.

Während ich im siebten Stockwerk darauf wartete, wieder zu Atem zu kommen, fragte ich mich, ob Vero immer eine Glatze trug oder ob sie sie sich zugelegt hatte, um Jessi einen Gefallen zu tun.

Ich lehnte an dem metallenen Handlauf und blickte durch die Glasscheibe auf den Parkplatz hinab. Sah dort Michael mit einem Kaffeebecher in der Hand mit einer Krankenschwester flirten, die sich in ihrer Pause eine Zigarette gönnen. Sie lachte und strich sich das Haar zurück. Der Womanizer schlug wieder zu.

Plötzlich traten Vero und Jessi Arm in Arm aus dem Gebäude. Von hier oben erkannte ich sie nur aufgrund ihrer Glatzen. Sofort setzte Michael sich in Bewegung und hielt auf die beiden zu, die etwas verloren herumstanden.

So schnell wie nie zuvor spurtete ich die Treppen hinunter, berührte die Stufen kaum. Dennoch kam ich zu spät.

Michael hatte auf dem Taxistreifen direkt vor der Tür geparkt, was uns eigentlich verboten war, und sein Wagen mit Vero und Jessi darin rollte bereits davon, als ich aus dem Eingang stolperte.

In diesem Moment hasste ich ihn aus tiefstem Herzen.

Oma Olga

Ich wohnte bei meiner Oma.

Okay, auf den ersten Blick war das uncool für einen Fünfundzwanzigjährigen, aber es hatte viele Vorteile.

Der größte war finanzieller Natur.

Denn Oma Olga besaß ein altes Reihenendhaus in Bremen, das für sie allein viel zu groß war. Früher hatte sie mit ihrem Mann und ihren drei Kindern – darunter mein Vater – darin gelebt, es bot also Platz genug. Opa Fritz war schon lange tot. Er war im Containerhafen im Morgengrauen über die Kaikante ins eiskalte Wasser gefallen und ertrunken, vier Jahre, bevor er in Rente gegangen wäre. Mein Vater war auch tot, und seine beiden Schwestern waren längst in alle Himmelsrichtungen verstreut. Nun bewohnte ich zwei der ehemaligen Kinderzimmer, hatte ein eigenes Bad und brauchte keine Miete zahlen. Nur deswegen kam ich mit dem aus, was ich als Taxifahrer verdiente, und konnte auch noch jeden Monat etwas zurücklegen für meinen großen Traum.

Unabhängig davon wohnte ich aber auch gern bei meiner Oma. Mit fast neunzig war sie nicht mehr so gut zu Fuß, und ihr Verstand wurde täglich löchriger, aber ihr spezieller Humor war legendär. In einem alten, faltigen Gesicht wie dem ihren wirkte ein verschmitztes Lächeln wie eine Ode ans Leben. Wenn man bei allen Schicksalsschlägen und Gebrechen, die sich in neunzig Jahren ansammelten – Oma Olga und ihr Mann Fritz waren aus Polen geflohen, hatten also das Grauen des Krieges erlebt –, noch herhaft lachen und schamlos über Politik und Nachbarn herziehen konnte, musste das Leben an und für sich doch schön sein, oder?

Wir verstanden uns gut. Ich erledigte ihre Einkäufe oder ging mit ihr in den Supermarkt, wenn ihr danach war. Sie kochte für mich. Ich hätte unterwegs jede Menge Fast Food essen können, aber für Oma Olga wäre es eine riesige Enttäuschung gewesen, wenn sie mich nicht mehr hätte verköstigen können. Essen bedeutete viel für sie, und sie schimpfte mit mir, weil ich nicht dicker wurde.

»Immer dieser Sport, das kann doch nicht gesund sein. Ein Mann braucht Speck auf den Rippen. Iss dich an, Junge!«

Diese halbe Stunde jeden Abend, die ich an ihrem kleinen Tisch mit der alten Wachsdecke in der Küche verbrachte, war für uns beide wichtig. Solange Oma Olga fit genug war, um zu kochen, würde ich davon nicht ablassen. Bequem war es für mich natürlich auch.

Heute lag ein Brief von den Stadtwerken auf dem Tisch.

»Die erhöhen schon wieder die Preise für Gas«, schimpfte sie und lud mir den Teller voll.

Es gab Kartoffeln mit Gulasch und grünen Bohnen. Da Oma stets große Portionen kochte, würde es das Gericht auch die nächsten beiden Tage noch geben.

Kauend überflog ich das Schreiben.

»Ich schaue später online mal nach anderen Anbietern.«

»Daran ist nur der Putin schuld. Tut so, als wäre das sein Gas. Dabei hat Gott es für uns alle gemacht. Du musst dir nur seine Augen anschauen, dann weißt du Bescheid.«

»Was ist denn mit Putins Augen?«

»Ist dir das noch nicht aufgefallen? So gucken kleine Kinder, wenn sie nicht bekommen, was sie wollen. Bockig bis unter die Lider. Wenn der allein ist, wirft er sich auf den Boden und strampelt mit den Beinen. Wie früher dein Vater im Supermarkt. Da geh ich jede Wette ein.«

»Ich würde ja mit dir wetten, Oma, aber die Beweisführung dürfte schwierig werden, fürchte ich.«

»Vielleicht bestelle ich wieder Kohle, so wie früher«, übergang sie meinen Einwand.

»Oma, die Heizung funktioniert nicht mehr mit Kohle.«

»Ich habe Fritz damals schon gesagt, das ist ein Fehler, diese Abhängigkeit. Kohle konnte er immer billig aus dem Hafen mitbringen. Versuch mal, Gas in Säcke zu stecken. Funktioniert nicht.« Sie dachte kurz nach. »Können wir nicht Gasflaschen aus dem Baumarkt nehmen?«

»Nein, das funktioniert auch nicht. Aber ich gebe dir gern etwas zu den Gaskosten dazu.«

Sie schüttelte den Kopf, wie immer, wenn ich dieses Thema anschnitt.

»Du sparst so eisern für dein großes Ziel. Nee, lass mal, das klappt schon. Ich freue mich ja schon so auf die Karten, die du mir dann schickst.«

Oma Olga wusste, dass ihre Restzeit auf Erden stark begrenzt war. Dennoch ging sie hartnäckig davon aus, dass sie es noch erleben würde, wie ihr Enkel ihr von den entlegensten Orten dieser Welt Ansichtskarten schickte. Sie war ein großer Fan von Postkarten, aber heute versendete ja niemand mehr welche. Manchmal kaufte ich in der Stadt eine, schrieb liebe Grüße drauf und versandte sie mit der Post. Das war aber natürlich nicht dasselbe wie eine Karte aus Ecuador oder Nepal.

»Erzähl mir noch mal, was Himalaya heißt«, bat sie und bekam einen verträumten Blick.

»Der Name setzt sich aus den Begriffen ›hima‹ für Schnee und ›alaya‹ für Ort oder Wohnsitz zusammen.«

»Ja«, sagte sie leise. »Ort im Schnee.«

Irgendetwas löste diese Erklärung in ihr aus. Ich vermutete, es hatte mit ihrem Geburtsort zu tun, aus dem sie wegen des Krieges flüchten musste. Bis dahin hatte sie in einem kleinen Dorf am Fuße der Hohen Tatra gelebt, der zuverlässig jeden Winter im Schnee versank. In Bremen schneite es so gut wie nie, und wenn,

dann war der Schnee nicht weiß und trocken, sondern braun und matschig. Eine Zumutung für sie. Für mich übrigens auch. Ich war ein Wintermensch. Etwas, was uns beide verband.

»Und die Eisige Frau?«, fragte Oma Olga.

»Was ist damit?«

»Von dort will ich auch eine Karte.«

»Bekommst du, ich verspreche es.«

Sie löste sich aus ihrer romantischen Träumerei, nahm meinen Teller, den ich noch nicht einmal zur Hälfte geleert hatte, ging zum Herd, füllte ihn wieder auf und stellte ihn vor mich hin.

»Was machen deine Kranken?«, fragte sie, setzte sich zu mir an den Tisch und aß mit mir.

Ich berichtete ihr von den beiden glatzköpfigen Mädchen, die ich heute zum ersten Mal gefahren hatte. Dass Michael mich ausgetrickst und sie mir ausgespannt hatte, erwähnte ich nicht.

»Herr im Himmel! So jung!« Oma Olga schüttelte den Kopf.
»Können die Ärzte denn etwas für sie tun?«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Ich weiß es nicht.«

»Fährst du sie morgen wieder?«

»Wahrscheinlich.«

»Ich packe etwas von dem Gulasch ein. Wir haben ja genug, und so, wie du es erzählt hast, braucht das Mädchen etwas Ordentliches in den Bauch.«

Dagegen brauchte ich gar nicht erst zu protestieren. Oma Olga würde die Tupperware mit Gulasch eigenhändig in mein Taxi legen, wenn ich sie nicht freiwillig mitnahm. Sie glaubte felsenfest daran, dass ihre eigene Gesundheit vom guten und regelmäßigen Essen herrührte. Mit einem Teller heißer Suppe konnte Oma Olga alles heilen. Erkältungen kannte sie nur vom Hörensagen, weil sie jeden Tag einen Liter Brennesseltee trank – ein furchtbare Gesöff, das ich auch nach mehreren Versuchen nicht hinunterbekam.

Ich würde das Gulasch unterwegs selbst essen. Kalt.
Was blieb mir anderes übrig?

Später saß ich mit dem Laptop auf den Oberschenkeln auf dem Bett. Draußen war es längst dunkel geworden. Oma schlief vermutlich bereits.

Ein Güterzug donnerte vorbei. Gefühlt rollte er direkt auf der anderen Wandseite meines Schlafzimmers entlang, und es dauerte ewig, bis er endete. Ja, es gab auch einen Nachteil an meiner Wohnsituation. Oma Olga behauptete, sie würde die Züge nicht mehr hören, doch das konnte einfach nicht sein. Das Gleis lag keine zwanzig Meter vom Haus entfernt, in den Vitrinen wackelte das Porzellan, und der Putz hatte überall Risse von den Erschütterungen. Wenn ich fernsah, musste ich immer die Fernbedienung in der Hand behalten, um bei einem vorbeifahrenden Zug die Lautstärke hochzudrehen. Sonst fehlten mir dauernd die wichtigsten Stellen der Dialoge.

Auf dem Bildschirm des Laptops vor mir sah ich den Chimborazo, jenen inaktiven Vulkan in Ecuador und höchster Berg des Landes. Er war 6267 Meter hoch, ragte aus dem ihn umgebenden Hochland aber nur 2500 Meter empor. Für gute Bergsteiger mit Gletschererfahrung in zwei Tagen machbar.

Mein großes Ziel.

Nicht erst, seitdem ich Oma Olga jede Menge Postkarten für Miete und Heizkosten schuldete.

Ob die normale Route, die Whymper-Route oder die direkte Route – ich hatte sie alle im Kopf, war sie Dutzende Male in meiner Fantasie durchstiegen, kannte die Gefahren und die Schlüsselstellen. Extreme Kälte, Lawinengefahr, unberechenbares Wetter, Gletscherspalten, so tief wie Häuser, und Sauerstoffmangel hatten schon vielen Bergsteigern das Leben gekostet. Mich schreckte all das nicht.

Was fehlte, waren allein Geld und Zeit. Die Reise war teuer,

die Ausrüstung ebenfalls, und um das Geld dafür zusammenzubekommen, musste ich arbeiten. Als Taxifahrer verdiente ich gerade mal den Mindestlohn, deswegen dauerte es so lange, die Kohle anzusparen. Ich war von Beruf Tischler, da hätte ich mehr verdienen können, doch Ikea hatte fast alle Jobs in der Branche vernichtet, und Pressholzmöbel in lichtlosen Betonbunkern zusammenzuschrauben kam für mich überhaupt nicht infrage. Lieber wartete ich ein wenig länger. Kein Problem. Ich war jung und hatte Zeit.

Meine Gedanken schweiften ab. In meiner Fantasie wiederholte sich ein ums andere Mal der Blick in den Rückspiegel des Taxis heute Morgen. Ich sah Jessi Bischoffs moosgrüne Augen, ihr einladendes Lächeln – und ihre Glatze. Es schnürte mir die Kehle zu. Vielleicht sollte ich ihr Omas Gulasch wirklich geben, statt es selbst zu essen.

Ich schloss die Augen und ließ die ganze Situation noch einmal Revue passieren. Leider schob sich sofort Michael ins Bild. Der dicke, selbstbewusste Michael, der sich nicht infrage stellte, einfach war, wie er war, unverstellt, ungekünstelt, authentisch.

Ich klappte den Laptop zu, legte ihn beiseite, schnappte mir die Fernbedienung des Fernsehers, schaltete ihn ein und startete die DVD an der Stelle, an der ich gestern ausgestiegen war.

Irgendwie war mir jetzt nach *The Walking Dead*.

Nach Zombies, die aussahen wie Michael.